

(Nachdruck verboten.)

Der Zauberkaftan.

5] Roman von Koloman Mikszáth.

IV.

Die Pfaffen wurden weggeführt, die Recksmeter Volksrevolution schloß ein, und der denkwürdige Tag rückte heran, an welchem man nach Ofen zog mit den Geschenken — zum türkischen Kaiser. Die Kleider waren fertig und an den letzten drei Tagen wurden sie auf dem Stadthause zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt. Nun, das gab eine Prozession. Der Heiduck Pintyö behütete den großen Tisch, auf welchem die Schätze verlockend ausgebreitet waren. Der alte Gyurka stand dort wie ein Cherub, statt des Flammenschwertes hielt er den Hahnenfußstab in der Hand. So schön war all der Fitter, daß er selbst darüber betroffen zu sein schien. Die hübscheren Frauenzimmer ermunterte er zuweilen, auch das gehörte zu seinem Amte. „Probieren Sie es nur, mein Täubchen, dort im anderen Zimmer.“ Und wer hätte widerstanden? Gab es ein Herz, welches nicht lauter gepocht hätte, einen Blick, der nicht gefangen genommen worden wäre? Alle Pracht von Tausend und eine Nacht ist nichts dagegen. Wie viele Mägdelein trippelten furchtjam wie Rehe um all diese Herrlichkeiten und ließen die Blicke faust über dieselben schweifen, allein alsbald öffneten sich die Augen weit und begannen zu leuchten wie zwei flammende Lichter, die Glieder begannen leise zu bebrennen, die Schläfen brannten und pulsrten rasch, und zu solcher Zeit begann dann der Heiduck zu sprechen: „Probier's doch, mein Täubchen!“ Und sie probierten es und wären sie daran gestorben! Allein wehe, wer den Glanz einmal angelegt. Herrliche Bänder wurden ihnen in die Haare geflochten, der Leib wurde schlank geschmückt, man legte ihnen wunderbar gestickte Hemden, Kleider aus himmelblauer Seide an, in welche silberne Halbmonde gestickt waren, und dann die karmoisinrothen Stiefelchen und den blendenden Schmuck: „Na, mein Seelchen, jetzt besieh' Dich doch einmal!“ Man stellte einen Spiegel vor sie hin, und die Mädchen begannen zu jubeln vor Freude: sie sahen ein Feenmärchen. Und wenn sie sich also bewunderten, vor Sehnsucht brennend, mit wogendem Busen und mit dem süßen Hunger der Eitelkeit, da trat wieder der Cherub vor: „Na, jetzt war's aber genug, entleide Dich — oder, wenn es Dir beliebt, so geh' für alle Zeit in solchen Kleidern einher.“

Welche hätte wohl die Kraft, zu sagen: „Ich lache Euch aus“, und das bezaubernde Wieder zu öffnen, die wundervollen Kleidchen vom Leib zu schälen, die reizenden karmoisinrothen Stiefelchen abzulegen, den funkelnden Schmuck abzulösen und wieder hinein zu kriechen in die alten Kittel. Alle wollten den Versuch machen — keine einzige aber legte die Herrlichkeit gern ab. Selbst ältere Frauenpersonen bekamen bald das Fieber, sie hätten sich gern in diesen Kleidern gesehen — und es waren ihrer solche, die man in Szegedin als Hegen verbrannt hätte. Schließlich mußte gar ein Verbot erlassen werden. Nur die Schönen, Waisen und Armen durften die Kleider probieren. Gvatter Pintyö hatte es so weit gebracht: er bestimmte, wer schön sei. Paris hatte nur einen Apfel, er hatte einen ganzen Korb voll. Man bewarh sich aber auch um seine Protektion mit bezauberndem Lächeln, mit Schlingen und Kuchen, auch ein Krug voll Wein stellte sich von da und dort ein. Denn es war ja das kein kleines Amt. Dies stellte sich sozusagen erst später heraus, als es nach zehn, zwanzig Jahren den Frauen ein gewisses Ansehen gab, wenn sie sagen konnten: „Oho, mich hat kein Storch ausgebrütet, auf meinem Leib prangten auch einst die Kleider der Festhal.“ Es wurde beinahe ein Sprichwort daraus. Wie erst damals, als die Sache noch warm war, konnte es da gleichgiltig sein, wer die Kleider tragen durfte und wer nicht, wer amtlicherseits schön gefunden wurde und wer unbrauchbar war? Gar viele bittere, brennende Thränen wurden da geweint. Ich will den Allen nicht des Mißbrauchs der Amtsgewalt anklagen, auch dessen nicht, daß er sich bestechen ließ (es fielen auch ein wenig schwer, dies heute, nach zweihundert Jahren, beweisen zu wollen), aber Thatsache ist einmal, daß er gar viele Taktlosigkeiten beging. Da war zum Beispiel die Geschichte mit dem Zigeunermädchen.

Es kam nämlich die Kleine, in Lumpen gehüllt, barfuß, zerzaust, ließ die großen Augen über die Schätze hinschweifen, und der Mund blieb ihr offen stehen. Wie glänzende Perlen aus dem Orient funkelten die weißen Zähne im rothen Mündchen. (Der alte Esel nahm es gar nicht wahr.) Sie war noch ein Kind, schlank zwar, aber kräftig gebaut. Lange strich sie um die Schätze herum, zauderte, bis sie den Heiducken endlich anredete: „Und ich — darf ich wohl?“

Gyuri Bacsi blieb erst wie Eis, dann sagte er verächtlich: „Wozu ein Hufeisen an einer Kröte Fuß? Geh' zum Teufel!“

Als wäre jedes Wort eine Wolke gewesen, die sich auf das Antlitz des Mädchens herabließ, so traurig wurde das Kind. Selbst dieses wild aufgewachsene Sichhörnchen wurde vor dem Laid gebannt. Es wandte sich ab und wischte mit dem Arm die hervorquellenden Thränen aus den Augen.

Zum Glück — oder vielleicht zum Unglück — war der Oberrichter eben im Zimmer und betrachtete ihren Kummer. Er berührte mit der Hand ihre Schulter. Erschreckt fuhr sie in die Höhe. „Wähle unter diesen Kleidern und kleide Dich an!“

Jugend schaute sie zu ihm auf. „Der erlaubt es nicht!“ (Sie zeigte mit einer Gebärde auf Pintyö.)

„Aber, wenn ich es gestatte, ich, der Oberrichter der Stadt.“

Sie lächelte unter Thränen, indem sie ihn anschaute. „Du beschließt hier? Wahrhaftig?“

„Pintyö“, sprach der Oberrichter lächelnd, „tragen Sie der Kleinen das schönste Kleid hinein. Sehen wir zu, was man aus ihr machen kann.“

Sie konnten es schon nach einer Viertelstunde sehen. Als sie aus dem Ankleidezimmer trat, gewachsen und angekleidet, da hörte man ein Murren der Bewunderung. Ist's ein Traumbilde oder ein lebendes Wesen? Das kirchliche seidene Leibchen ließ entzückende Formen vermuthen, der Rock schlängelte sich anmutig bis zu den Knöcheln. Ihre Lippen wetteiferten an Röthe mit dem Rubin, und ihr tiefschwarzer Pops lief so weit hinunter, als er nur etwas von ihrem Körper, sich daran zu schmiegeln, fand.

„Wessen Tochter bist Du?“ fragte der Oberrichter entzückt. „Des alten Birrü Tochter, der beim „Schmucken Husaren“ zu musizieren pflegt.“

„Wie heißt Du?“

„Ginna.“

„Kommst Du mit uns nach Ofen?“

Sie zuckte gleichgiltig mit der Schulter.

„Kommst Du, so gehört das Kleid Dir.“

„Ich gehe.“

So fand man die erste Blüthe des Blumenstraußes. Auch die übrigen fanden sich. Man mußte nur von den vielen die passendsten drei auswählen. Die flachshaarige Marie Bari mit ihren veilschblauen Augen, ihrer reizenden Taille; die stattliche, hohe Magdolna und die runde, üppige Agnes Bal mit ihrem rothen Gesicht, eine knospende Malve. Nie küßte Schönerer der Sultan, nie besang Herrlicherer Firdusi.

Nun konnten sie sich schon auf den Weg machen. Sonntags kam die Kinderherde, hundert prächtige Ochsen, alle mit hübschen Glocken, händergeschmückten Hörnern, es kamen die Pferde, fünfzig schlanke Fohlen, jedes mit einem silbernen Glöcklein. Auf die beiden Wagen setzten sich zu zweien die Mädchen, das heißt, zwei unter ihnen waren Frauen, die „falschesten“ zwei Frauen, denn sie gaben sich nur als solche. In ihren blauen, mit silbernen Spangen versehenen Mänteln bestiegen hierauf auch die Herren Senatoren die Wagen. Im ersten Wagen saß der Oberrichter mit Franz Kriston, auf dem Rücksiß Josef Jnokai. Einer bringt die Hengste, der andere die Kinder. Herr Agoston, der auf dem anderen Wagen saß, avancierte vom Deputirten zum Blumengärtner — so ist nun einmal die Politik. Gabriel Borosnoki trug die Waffen in prächtigem Seidenfuttoral. Der Sechste vom Stadthause, der kleine verwachsene Georg Jmees sah zwar nicht gut aus, aber er sprach gut türkisch und tartarisch, so nahmen sie ihn mit zum „Schmieren“. Das Eljengeschrei der Versammelten ertönt, die zu Hause gebliebenen Frauen reißen die Tücher vom Kopfe, um mit denselben zu winken, die Kutscher treiben ihre Pferde an, die

Ezifose*) schwingen ihre Peitschen, und nun seht sich der glänzende Zug unter Musikbegleitung in Bewegung, denn die Glocken der hundert Ochsen ertönen und die fünfzig Silberglocken läuten. Der Weg ist eintönig, wir beschreiben ihn nicht, im Alfsöb ist alles gleichförmig. Die Ortschaften, die Städte, die Dörfer, die Ebene mit ihrer Fata Morgana, der nur das Sinken des Himmelsgewölbes ein Ende macht, der graue Boden, aus dem die matte Herbstsonne buntfarbige Blumen zaubert, ist überall derselbe. Eine Bemerkung gleicht so der anderen, wie eine Elle Tuch der anderen, wenn sie von einem Stücke sind. Sie und da erblickt man eine einsame Tanna, ein weißes Häuschen, einen Brunnen. Am Ende der Ortschaften erscheinen die Windmühlen mit ihren ausgebreiteten Flügeln. Es ist wahrlich köstlich, wie einförmig auch die großen Städte Alfsöbs waren. Jede hatte ein Ding, womit sie sich brüstete. Debreczin mit seinem Kollegium, Szegedin mit seiner Mathiaskirche, Kecskemet mit dem Nikolausthurm, auf dem im besten Einvernehmen der kalvinische Hahn, der lutheranische Stern und das katholische Kreuz zu sehen waren; jede Stadt hatte auch ein berühmt gewordenes Nahrungsmittel aufzuweisen, Debreczin die Würst, Kecskemet den Apfel, Szegedin den Paprika.

Unsere Helden aber reisten munter fort, bis sie sich endlich im großen Ameisenhaufen Ofen befanden, wo sie sofort zu ihrer Aufgabe sich stellten, jeder, wie sie ihm zugetheilt war. Die erste Rolle fiel dem „Schmiermenschen“ zu, der sich von der „schmierenden“ Frau*) nur darin unterscheidet, daß er den Leuten die Schmerzen nicht mit Fett, sondern mit Gold austreibt. Er lief von Pontius zu Pilatus, um dort zu argumentiren, daß die Audienz bewilligt werde. Der Padijschah genehmigte, daß am Mittwoch die Stadt Kecskemet vor sein glanzvolles Angesicht trete.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Heine.

Ueber nichts sind die Leute mehr erbost, als wenn man ihnen ihren Haß nehmen will. So sagte neulich Björnsjerna Björnson, als er über dänisch-deutsche Beziehungen sprach. Das trifft für dänische, für französische und für teutonische Chauvins zu. Denn nichts wird ihnen schwieriger, als ihr eigenes trübes Vorurtheil zu überwinden.

Unter der erbosten Erregtheit der Menschen hat das Andenken Heinrich Heine's, der freilich selber ein tüchtiger Hasser war, heute noch zu leiden; und um seine Seele bemühen sich heute noch Retter und Verdämmer, wie zu den Zeiten, als Heine selbst noch im Kampfe stand. Es sind aber mehr als 40 Jahre seit dem Tode Heines dahingegangen, und nach allgemeiner Annahme feiern wir am 13. d. M. die Erinnerung an den 100. Geburtstag des Dichters. Eine beglaubigte Sicherheit über das Geburtsdatum giebt es nicht, nur das weiß man bestimmt, daß Heine's eigene Erzählung, er sei in der Neujahrsnacht 1800 geboren und darum einer der ersten Männer des Jahrhunderts, ein eitles Scherz sei.

Wenige Jahre erst sind verflossen, da zeigte es sich in der nördlichen Friedrichstraße in Berlin, im Saal der Louhale, wie lebhaft noch der Haß gegen Heine reagieren könne. Es war, als der Entrüstungsturm gegen ein Heine-Denkmal entseßelt wurde. Stücker war damals noch in größerem Ansehen und er bearbeitete die große Versammlung in der Louhale und die „akademische Jugend“ insbesondere ganz gehörig. Er las einige „Haßgeschwängerte“ Gedichte Heine's vor und hielt sich dabei förmlich die Nase zu, als überwände ihn der physische Ekel. Das machte er ganz ausgezeichnet. Dann aber donnerte der Volkstribun: Und diesem Manne sollen wir ein Denkmal setzen? Ein Denkmal von Roth, ja wohl. (Der Redner gebrauchte einen drastischeren Ausdruck.) Einem wilden Ausbruch des Hasses war die lärmende Zustimmung vergleichbar, die auf diese Rede folgte.

Es ist aber etwas Eigenthümliches daran. Dieselben Menschen, die vor Aufregung und Wuth bebten, wenn vom Heine-Denkmal nur die Rede war, sie konnten der Heine'schen Verse doch nicht gut entzathen. Konservative und antisemitische Blätter überschäumten in ihren Leitartikeln von Entrüstung; und in den Erzählungen unter dem Strich mußte Heine als Schutzpatron auftreten. Nicht selten kam es da vor, daß der Held oder die Jungfrau im Roman, wenn sie den Ausdruck für ihr überquellendes Gefühl suchten, jener Weisen Heine's sich besannen, die deutsches Gemeingut und deutlicher volksliedmäßiger Schatz geworden sind. Was will dagegen Haß und was die thörichte Denkmalfrage besagen. Einen Dichter, der für unser Bewußtsein todt ist, ehrt das herrlichste Denkmal nicht mehr; und der Mann, dessen geistiges Wesen so lebendig sich erhalten hat, daß die ausbündigsten Hasser sich ihm beugen müssen, braucht kein Denkmal.

Widerspruchsvoll, wie sein Leben war, so widerspruchsvoll ist die Art, wie die Parteien heute noch um Heine's Seele streiten.

*) Pferdehirten.

Der eine hat den Himmel, der andere die Hölle für ihn bereit. Der will ihn von irdischen Schlacken reinigen, ein zweiter unnuhig ihn besudeln. Wo ein Kleist, ein Grabbe oder Hebbel längst aus dem Gang der Entwicklung begriffen werden, wird bei Heine noch der „Charakter“ nach „moralischen Maßstäben“ gemessen, und nach Vorzügen und nach Lasten geschnüffelt. Selbst Biographen, die ihren Heine bewundern, sehen, wenn sie eine dunkle Stelle in seinem Leben anmerken müssen, das bezeichnende Wörtchen „leider“ hinzu. Das haben diejenigen verschuldet, die sich ihren leidenschaftlichen Haß nicht nehmen lassen wollen. Nun kommen die anderen und beklagen, daß Heinrich Heine „leider“ kein Engel gewesen sei, daß sein politischer Charakter „leider“ schwankt und was dergleichen „leider“ für einen ängstlich gerechten Moralisten mehr sind. Künstler, in deren Leben es solche Disharmonien gab, wie gerade im Leben der Kleist und Grabbe, sind in ihrem Zusammenhang mit ihrer Zeit und ihrer Umgebung lange schon verstanden; und um das Andenken Heine's rauhen die mackeren Sittenrichter heutzutage. Man könnte über den Eifer lächeln, wäre er nicht zu toll. So könnte man ebenfalls über den Eifer des Grazer Gerichtspräsidenten lächeln, der von Bruno Wille genau wissen wollte, wie er als Angeklagter sich das Paradies und wie die Hölle vorstelle, wäre die Angelegenheit nicht vor einem Gerichtshof von 1897 verhandelt worden.

Heine war ein Mensch, also auch im ethischen Sinne ein mannigfaltig komplizirtes Wesen. Vor allem war er ein künstlerisch empfindender Mensch, also ein Mann von stets wachsender Empfindsamkeit, leicht verstimmt und leicht begeistert, leicht erdreistet und leicht verschüchtert. Es wäre thöricht, ihm vorzuwerfen, sein Charakter sei nicht von ebenmäßig geradem Wuchs, und ebenso thöricht, ihn weinerlich zu entschuldigen. Denn er war kein Freigeborener, sondern ein Freigelassener. Was ist seine Schuld, was seine Unschuld dabei? Er war ein Jude. Kaum war seine Gens, sein Geschlecht, emanzipirt worden, und er hatte als halber Knabe noch in Hamburg Gelegenheit, Szenen zu erleben, wie sie in den jüngsten Tagen in Prag vorkamen. Mit der Sehnsucht des Träumers und lyrischen Schwärmers wollte er im Deutschthum aufgehen und so oft wurde er gedemüthigt und abgestoßen, daß sich des sensiblen nervösen Mannes schließlich eine Art von Verfolgungswahn bemächtigte. Von den Ghetto-Bedingungen, an die ihn nur ein jüdisches abgegriffenes Schema seiner Kindheit band, war er losgelöst; mit dürftiger Seele und offenen Poeten- Augen nahm er auf, was ihm deutsches Volksgemüth in Düsseldorf am Rhein enthielte; und in den Mund der Freien war er trotzdem nicht aufgenommen. Sollte es da nicht zu Disharmonien kommen?

Er war besitzlos und wie ein verzweifelter Deklassirter rang er später um Ansehen und Stellung. Es ging nicht immer läuberlich dabei her, nicht in München, wo er Professor werden wollte, und nicht in Berlin. Aber es war der Liberliner aus dem ersten Geschlecht, der danach söhnte, gleichberechtigter Bürger zu werden.

Etwas Selbstames trifft bei Heine wie bei Kleist zu. Es berührt das Künstlerwesen bei beiden. Wie Kleist sich vor innerem Ehrgeiz verzehrte und den Lorbeer von Goethe's Stern reißen wollte, den Robert Guiscard schrieb und wieder vernarrt: so drückte Goethe, der ungleich freier und harmonischer sich entfalten durfte, auf Heine, dem es nicht vergönnt war, einen seiner großen Pläne auszuführen. Selbst die farbenglanzende, auf tiefdunklem Grund erwachene Erzählung vom Rabbi von Bacharach blieb Fragment; und Heine wollte doch einen Trunksaufschreiben, in dem der Mephistopheles umgelehrt zum Goethe'schen Verderber das positive, nicht das negierende Prinzip gewesen wäre.

Heine war eben besitzlos und hatte trotzdem zum bedürfnislosen Martyrium kein Zeug. Er war keine Diogenesnatur und mochte nicht in einem hohen Haß haften. So geriet er als Jüngling in Abhängigkeit seines reichen Onkels Salomon in Hamburg, und solche Abhängigkeit weckt nicht gerade freieste und stolze Männlichkeit; und später mußte er dem Journalismus sich ergeben. Manches mußte er sich da in Dual und Hast abringen, gepreßt vom Verleger und von dem selbst stumpf gewordenen Kritiker im Dienst des Herrn, die man beschönigend Redakteure nennt. In solcher Hast ist auch das unedele Nachwerk wider Platen entstanden, das ägistische Pamphlet, das ihm die Sympathien seiner besten Freunde in Berlin abwendig machte. Wohl wurde er, dessen Kisse nach Knoblauch duften, wie Platen gewiß nicht geschmackvoll sich ausdrückte, arg gereizt; aber das Nachwerk war übertrieben; und wäre Heine nicht durch den Frohdienst im Journalismus, von häßlichen Frohwügten gemartert, bedrängt worden, vielleicht hätte er manches unterlassen, was in Ueberreizung entstand. Die Vorboten seiner schweren Nerven-erkrankung meldeten sich.

So stieß denn vieles ineinander, was theilweise die Elastizität des Heine'schen, kampfbereiten Geistes steigerte und andererseits sein Genie belastete. Die Erfahrungen des Unterdrückten und Besitzlosen haben frühzeitig bei Heine, der von den Romantikern ausgegangen und nachher von Hegel'schen Entwicklungstheorien befruchtet war, die sozialistischen Instinkte geweckt, die sein ganz besonderes dichterisches Merkmal sind. Schon in dem Jünglingsdrama Katerliff gährt es davon. Sein Journalismus gab uns die espritvollen, manchmal eigenwilligen, immer aber blendenden Schilderungen. Die Nachahmer freilich wurden widerwärtig und die heine'storenden Feuilletonisten heutzutage sind geradezu ein Grenel. Sie verrenken die natürliche Gestalt unserer Sprache und wandeln den Esprit in Geistreicherei.

Was Heine's Genie auf rein lyrischem Gebiet geschaffen hat, dem wurde das glücklichste Loos zu theil. Man hat nach Lessing's Wort über dem Kunstwerk den Meister vergessen. Von Heine's Lied und dessen süßer Melodie, in der Heine keinem einzigen weicht, ist vieles Volksgut geworden, seine scharf geprägten Epigramme sind gangbare Münze. Und er, der als unglücklich liebender Knabe noch 1816 in einem Briefe an seinen Jugendfreund Christian Selhe ein Deutsch schreibt, das von grammatikalischen Schnitzern und mauschelnden Wendungen nicht frei ist, wurde später ein solcher Meister und Bereicherer der Sprache, wie nur wenige lyrische Genies der gesammten Weltliteratur. „Halle mich, o Gott, in Huth vor die schleichende, finstere Macht der Stunde,“ schreibt Heine z. B. in dem erwähnten Brief.

Der Haß hat Heine selbst daraus einen Vorwurf gemacht, daß der Dichter bei den scheinbar leicht und naiv hingeworfenen Liedern so viel gekostet habe. Als ob das künstlerische Genie ohne Arbeit reife Früchte gewänne!

Es wird nun wohl bald die Zeit kommen, da Heine den parteiischen Feinden entrisen und geschichtlich beleuchtet wird. Dann wird dem Manne, der viel gelitten, auch viel vergeben werden. Dann werden die hitzigen Streitfragen nicht mehr anfragen, ob Heine ein Patriot war oder nicht, ein Hellene oder ein Nazarener, ein Demokrat oder ein Aristokrat. Ich möchte den Menschen kennen, der in einem langen Leben stets denselben Stimmungen, und gleich feststehenden Prinzipien treu war. Unmuth läßt heute eine verbitterte Aeuferung thun, und neue Hoffnung schwellt morgen neuen Euthiasmus. Könnte der heimathlose, so viel verwundete Heine dieselben vaterländischen Anschauungen haben, wie ein nationalliberaler Barde etwa von heute? Heiden und Nazarener sänden in Heine's Schriften beide, was sie brauchen. Demokraten und Aristokraten können aus Heine's Arsenal sich Waffen holen. Wir können nur stolz darauf sein: zur Verfinsternung der Geister hat Heine nichts beigetragen. Im Spott und im Ernste war er ein Lichtbringer, ein echtbürtiger Ritter vom Geiste, trotz all dem Menschlichen, was ihm anhaftete. Auf seinem Krankenlager und im Verhältnisse war er ein Held, derselbe Mensch, der sicherlich kein straffer politischer Charakter war; und die milde Weisheit, die gerade Karl Marx bewies, wenn man ihm von Heine's schwankenden politischen Maximen sprach, kann man dem Todten gegenüber nachgerade auch gewähren. Karl Marx gab lächelnd die Antwort: „Er ist eben ein Dichter, der Heine!“

Alpha.

Kleines Feuilleton.

—o— Lebensschluß. Die Mädchen kramen die auseinander-gestrenten Papierröllen mit den bunten Seidenbändern in die Pappschachteln. Den ganzen Tag über eilten sie hinter den Ladentischen hin und her, jetzt sehen sie abgepaunt und müde aus. Die Böckchen hängen zerzaust in die bleichen Gesichter, die in dem grellen Licht noch geisterhafter und kränklicher aussehen, als zu anderen Stunden. Gelangweilt blicken die Mädchen durch eine Luke des mit Spizen und Seidenbändern verhängten Schaufensters auf die Straße. Doch die Menge, die sich dort vorbeischiebt in dem hellen Lichtschein, der aus dem Schaufenster auf sie fällt, reizt sie nicht mehr, denn es sind fast immer die nämlichen Gesichter, die Tag für Tag Genuss ausbieten und suchen auf dieser Promenade der Halbwelt. Das Leben ist zu lebhaft, um einzelne hervortreten zu lassen, und die Masse macht schließlich keinen Eindruck mehr.

Die Ladentische sind abgeräumt. Die Mädchen hoffen, da die letzte Käuferin soeben den Laden verläßt, die Lampen ausdrehen und die Kolläden herunterlassen zu können. Doch da kommen noch zwei junge Damen herein, die sehr lange nach Seidenband von einer bestimmten Farbe suchen. Die Mädchen stehen ungeduldig hinter dem Ladentisch. Einige lehnen sich schlüssig gegen die hohen Wandschränke.

Die blonde Grete, ein kleines, zierliches Geschöpf, das eine kritische Falte über ihrer Stumpfnase zeigt, murmelt halb laut einige unwillige Worte über die wählerischen Käuferinnen. Die beiden jungen Damen, die mit ärmtlicher Eleganz gekleidet sind, lassen sich aber immer mehr vorlegen. In ihrer Sprache liegt etwas Beleidigtes, Spitzes. Endlich gehen sie voller Würde hinaus.

Jetzt springen die Mädchen fröhlich nach der Ladenthür. Im Nu ist sie abgeschlossen; die Kolläden poltern herab. Eins der Mädchen dreht voller Muthwillen den Gashahn ab, so daß sämtliche Lampen jäh verlöschen. Lachend und kreischend laufen die Mädchen sich nach dem hinter dem Laden liegenden Kabinett, in dem sie sich umziehen. Einzelne laufen schon durch den dunklen Hausflur. Hinter ihnen her löute es übermäßig:

„Gustav, Gustav, ärgere Dich nicht
Und mach' nicht solch Gesicht.“ — —

Theater.

-r- Friedrich Wilhelmstädtsches Theater. In der modernen Dichtung ist es neuerdings Brauch geworden, die dramatischen Meisterwerke kurz und bündig nach dem Namen ihres Haupthelden zu betiteln. Was sich da Poeten von Ruf und Namen in solcher Hervorhebung des Rechtes auf Persönlichkeit erlauben, kann man sich auch im Kulentempel des Herrn Samit leisten. Dort läßt ein Herr Karl Strecker zur Zeit das fünfaktige Schauspiel

„Joachim Gremmling“ aufführen. Dieser Mann der Wissenschaft hält einen Schatz verborgen, nämlich den geistigen Nachlaß seines verstorbenen Freundes. Alle Welt sucht die Manuscripte des bedeutenden Gelehrten und wundert sich nicht wenig, daß kein garrichts mehr zu finden ist. Da verräth die geschiedene Frau des Gremmling etwas von der Sache, und der Professor wird wegen Diebstahls vor Gericht gestellt und zu 2 Monaten Gefängnis verurtheilt. Kein Richter glaubt ihm, daß seine Persönlichkeit ein Stück Uebermenschenthum darstelle, das sich getrost über die gemeine Moral hinwegsetzen dürfe, weil kein anderes Individuum so wie er den Schatz zu bewahren und zu sichten versiehe. Uebermensch Gremmling bringt nun das verrätherische Weib um und wird dafür auf zehn Jahre ins Zuchthaus gesteckt. Darin liegt ein großes Stück Versöhnung. Denn der Gelehrte durfte entgegen aller preussischen Sträfungs-Ordnung die Manuscripte im Zuchthause bearbeiten und kehrt im letzten Akte als Herausgeber des bedeutendsten wissenschaftlichen Werkes der Gegenwart in die menschliche Gesellschaft zurück. So zeigt der Dichter, wie das Uebermenschenthum der gemeinen Moral auf alle Fälle ein Schnippchen schlägt. Kein so großes Glück wie dem Helden Gremmling dürfte dem Uebermenschenthum des Dichters Karl Strecker beschieden sein. Es dauert vielleicht keine zehn Tage, und das mit nicht allzuvielen künstlerischen Verständniß aufgebaute Werk ist für immer in die Vergessenheit verschwunden. — Die Darstellung zeugte von vielem Eifer. Herr Bauer gab den Helden des Stückes mit dem pathetischen Aufwand, der sich für solche Rollen eignen mag. —

Musik.

—er— Königl. Opernhaus. Mozart-Cyclus. 6. Abend. „Cosi fan tutte“ (So machen es alle). Wenn es dieser himmlischen Operette nicht gelingen konnte, auf den Bühnen dauernd festen Fuß zu fassen, so liegt es an dem armseligen Witz und der langweiligen Frivolität ihrer Handlung. Zwei Offiziere wetten mit einem welt- und herzenserfahrenen Hagestolzen wegen der Treue ihrer Bräute. Mit Hilfe einer in verwickelten Liebeshändeln wohlverfahrenen Kammerjose und der Anwendung verzweifelter Schrekmittel erreichen es die Wettenenden thatsächlich, sich gegenseitig ihre Liebchen abwendig zu machen, und dürfen sich schließlich mit dem schwachen Trost bescheiden, daß es so eben alle (Frauen) machen. Einer ganz lustigen Exposition folgt eine Unzahl von gleichgiltigen Episoden und Wiederholungen derselben Situation, so daß man mit nervöser Ermüdung dem Ende entgegenfieht. Mozart's Musik hat über diese humorlose Dede einen durchsichtigen, schlindernden Schleier gebreitet; in ihrer einzigen Klangschönheit ruht gleich eine feinfühligste Liebeshübschheit und ein freudvolles Behagen, wie es im tiefkünstlerischen Nachempfinden nur wieder in Rossini's „Barbier“ erscheint. Der alles nur flatternd streifende Stil der Opera buffa besitzt in „Cosi fan tutte“ die sonnigste Beredsamkeit, und wie ein holdes Märchen rauscht in musikalischer Beziehung kraft der Phantasie und sprühenden Orchestersprache Mozart's dieses konventionelle Bühnen-Maskenspiel an uns vorüber. Die Theilnahme der Darstellung folgte dem flachen Verlaufe der Handlung nur zu sehr. Während die Damen Herzog und Kothausen (das Brant-Schwefelpaar), Fr. Dietrich (Kammermädchen Despina), die Herren Hoffmann und Philipp (das wettende Offizierspaar), sowie Herr Mödlinger (als frauenerfahrener Weiser) im 1. Akte ein feines abgetöntes und auf den leichtbeschwingten parodistischen Ton vortrefflich gestimmtes Ensemble bildeten, gab es im 2. Aufzuge zwischen Bühne und Orchester oft Divergenzen von 1/2 Taktlänge und eine solche Breitspurigkeit in der Behandlung der auf intime Wirkungen berechneten musikalischen Filigranarbeit, daß die offensibaren Schwächen des dünnen Libretto gehalten auch von Mozart's blühender Melodie und kostbarer Charakteristik kaum verdeckt werden konnten. —

7. Abend: „Titus“. Es bedeutet keine Verfindigung an dem Genus des Meisters, wenn dieses zu den gesürchtesten Großmuthsopern gehörige Werk als eine, an erfinderischer Inspiration, lebendiger Charakteristik und selbst an gehaltreicher Orchestersprache gleich äußerliche und kraftlose Gelegenheitskomposition erklärt wird. Ein einziges Mal, im Quintett des ersten Finals, erhebt sich die Partitur zum bedeutenden hochdramatischen Stil, welchen der junge Mozart im „Domeneus“ so meisterlich zu wahren verstand. Die Rezitative des „Titus“, deren größter Theil übrigens von Mozart's Schüler Schünmayer herrührt, berühren in ihrer aufgeblähten Pathetik wie unwahre Mache, und in einer endlosen Artenreihe ohne Physiognomie und pulsirendes Leben verfaudet die sogenannte dramatische Handlung, welche von Edelmut und verzeihender Resignation förmlich trieft. Selbst im Römergewande ist überschäumende Tugend ein langweiliges psychologisches Theaterrequisit. Für die Rettung der verlorenen Sache traten Herr Sylva (Titus) und Frau Göhe (Sertus) mit vollem Aufgebote ihrer künstlerischen Qualitäten ein. Sie machten „La clemenza di Tito“ so glaubwürdig, als es diesem nie recht lebendigen Werte gegenüber überhaupt möglich war. —

Geographisches.

—Vor der Royal Geographical Society zu London berichtete vor einigen Tagen der amerikanische Forschungsreisende Peary über seine Erfahrungen und Erlebnisse in Grönland. Das Innere Grönlands ist die vollständigste Wüste auf der ganzen Erde. Es ist die arktische Sahara, wo der Reisende nichts sieht als

den endlos sich ausdehnenden Schnee, das Himmelsgewölbe und die Sonne. Als Peary im Frühjahr 1895 seine Reise nordwärts fortsetzte mit nur zwei Begleitern, da die übrigen nach Hause zurückgekehrt waren, suchte er die Verstecke auf, in denen er im vorhergehenden Jahre mit Hilfe der Eskimos des Walfischfanges Nahrungsmittel geborgen hatte. Diese Verstecke konnte er nicht mehr auffindig machen, weil sie viele Fuß unter dem Wintereis begraben lagen. Einer der Hunde entdeckte noch das 6 Zoll lange Ende einer Stange, die die Stelle bezeichnete, wo im Vorjahre das Versteck angelegt worden war. Die Stange ragte 9—10 Fuß über den Schnee hinaus, als man das Versteck anlegte. Wäre es den Reisenden damals nicht gelungen, Moschusochsen zu erlegen, so wären sie nie zurückgekehrt. Ueber das Gletschereis ergießen sich, einem Flusse ähnlich, fortwährend Schneewehen. An einem ruhigen Tage steigt der Schnee nicht über die Knöchel des Fußes; geht ein Wind, so erreicht der Schnee Kopfhöhe, und in einem Sturm steigt die Schneewehe 100 Fuß hoch. Peary war mit 40 Hunden ausgezogen und kehrte mit einem einzigen zurück. Er ist der Ansicht, daß über Grönland der einzige praktische Weg nach dem Nordpol führt. —

Aus der Pflanzenwelt.

t. Neues über unsere Kartoffel. Man sollte meinen, daß über unsere alltäglichen Nahrungsmittel auch die Wissenschaft nichts Neues mehr zu sagen wüßte. Da ist es denn um so wunderbarer zu erfahren, daß unsere Speisekartoffel vom wissenschaftlichen Standpunkte aus durchaus noch nicht hinreichend untersucht gewesen ist, während man den Kartoffelforten, die zu technischer Verarbeitung bestimmt sind, eine größere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Der französische Chemiker Balland hat in einem der Pariser Akademie der Wissenschaften eingereichten Aufsätze diese Lücke auszufüllen gesucht und dabei manche interessante Eigenschaften der Speisekartoffel ans Licht gezogen. Von der Schale abgesehen, die nur einen kleinen Bruchtheil des Gesamtgewichtes ausmacht, besteht die Kartoffel aus drei verschiedenen Schichten, die man ganz gut mit bloßem Auge unterscheiden kann, wenn man eine dünne Kartoffelscheibe gegen das Licht hält. Noch deutlicher treten diese drei Schichten bei einer Photographie mit Röntgen'schen Strahlen hervor. Diese Schichten besitzen eine verschiedene Dichte, die von innen nach außen zunimmt. Die äußerste oder Rindenschicht enthält verhältnismäßig am meisten Stärke, dafür weniger stickstoffhaltige Substanzen, bei der innersten Markschicht ist das Verhältnis gerade umgekehrt. Die mittlere Schicht steht auch in ihrer Zusammensetzung in der Mitte zwischen den beiden anderen. Die Rindenschicht ist die trockenste, während das innerste Mark der Kartoffel bedeutend mehr Wasser enthält. Durchschnittlich besteht eine Kartoffel zu $\frac{3}{4}$ ihres Gewichtes aus Wasser, zu $\frac{1}{10}$ aus Stärke und zu $\frac{1}{50}$ aus Stickstoff-Körpern. Balland hat die wichtige Thatsache gefunden, daß der Speisewerth einer Kartoffel um so größer ist, je mehr stickstoffhaltige Substanzen in ihr enthalten sind, und um so kleiner, je reicher sie an Stärke ist. Bei den besten Tafelkartoffeln erreicht das Verhältnis zwischen Stickstoffkörpern und Stärke einen dreimal so hohen Werth wie bei den Speisekartoffeln schlechtester Qualität. Man kann also die Güte einer Kartoffel durch eine chemische Untersuchung feststellen. Da unsere Hausfrauen aber mit chemischen Analysen meist nicht sehr Bescheid wissen werden, so trifft es sich günstig, daß man den Speisewerth verschiedener Kartoffelforten auch nach ihrem Verhalten beim Kochen beurtheilen kann. Jedermann weiß, daß manche Kartoffeln sich in heißem Wasser aufblähen, an einzelnen Stellen platzen und gar zerfallen, während andere ihre ursprüngliche Gestalt behalten, auch nachdem sie gänzlich gar geworden sind. Früher hat man angenommen, daß die Ursache des Platzens und Zerfallens von Kartoffeln mit einem besonders hohen Stärkegehalt derselben zusammenhänge, indem die Stärke aufquillt und die Schale zerprengt. Dies ist nach den neuesten Untersuchungen nicht richtig; vielmehr kommt es auf den Gehalt der Kartoffel an Eiweißstoffen an. Enthält eine Kartoffel verhältnismäßig viel an solchen, so behält sie beim Kochen ihre Form, das Platzen und Zerfallen derselben ist ein Beweis von Armuth an Eiweiß. Da nun die Kartoffeln mit möglichst viel Eiweiß die nahrhaftesten sind, so kann eine Hausfrau die Güte einer Kartoffel beim Kochen derselben beurtheilen; die besten Sorten sind immer diejenigen, die nicht zerfallen, sondern ganz bleiben. —

Technisches.

— Die Wiener Stadtbahn, zu der ein erster Entwurf bereits 1867 ernsthaft erörtert wurde und die mit einem Theil ihrer Linien im nächsten Frühjahr voraussichtlich in Betrieb gegeben wird, war jüngst im Verein Deutscher Maschinen-Ingenieure Gegenstand eines Vortrages des Regierungsbaumeisters Fränkel, der über die ausgedehnte und großartige Anlage einen umfassenden Ueberblick gab. Mit der Stadtbahnfrage stehen im engsten Zusammenhange und werden deshalb zugleich gelöst: die Frage der Ausführung eines Sammelkanals für Abwässer im Zuge des Donaukanals; die Umgestaltung des Donaukanals selbst in einen Handels- und Winterhafen, sowie die längst als dringend empfundene Regulierung des Wienflusses. Die Kosten werden gemeinsam vom Staat, der Stadt und dem Lande Niederösterreich getragen. Die Stadtbahn hat normale Spur und soll den Verkehr im Stadtimern, sowie zwischen diesem und entfernteren Vororten bezw. Sommerfrischen vermitteln, strategischen Zwecken dienen,

in Betriebspausen (nachts) Nahrungsmittel heranschaffen, ferner den Durchgangsverkehr ermöglichen und den Verkehr zum Zentral-Friedhof bei Schwedat aufnehmen. Das Stadtbahnnetz besteht dementsprechend aus zwei großen, mit Dampflokomotiven zu betreibenden Gruppen, den „Hauptbahnen“ mit Anschluß an die bestehenden Vollbahnen, und den „Lokalbahnen“, die diesen als Zubringer dienen, für die aber der Uebergang von Fahrzeugen aus den Vollbahnen nicht vorgesehen ist. Von den Lokalbahnen ausgehend sollen dann noch Radialbahnen mit elektrischem Betriebe die innere Stadt durchqueren. Die Bau-Ausführung — bis auf die Radiallinien — liegt dem Staat ob. Der erste Abschnitt sollte bis 1897, der zweite bis 1900 fertig gestellt werden; die Arbeiten sind jedoch durch die Hochwässer des verfloffenen Sommers nicht unerheblich gestört worden. Die Gesamtkosten der Bahnanlage einschließlich Betriebsmittel sind auf 123½ Millionen Mark veranschlagt. Die Bahnlinien werden je nach der Umgebung als Hochbahn und als Tiefbahn ausgeführt; letztere hat zum Theil den Charakter als Unterpflasterbahn. Die Wagen sind nach dem Durchgangssystem, wie gewöhnliche Hauptbahnwagen gebaut und entleeren sich durch die Stirnwandthüren über die Endplattformen. In Berlin überwindet man den Höhenunterschied in zwei Schritten (erst Trittbrett, dann Wagenfußboden), in Wien sind zwei Trittbretter eingeschaltet, so daß man drei Schritte zu machen hat. Die Wiener Wagen werden sich durch die Stirnwandthüren und über die beiden Trittbretter schwerlich so schnell entleeren, wie die Berliner durch die Seitenwandthüren. Ueberdies ist auf der Berliner Stadtbahn noch eine Verbesserung möglich, wenn nach dem Vorschlage des Vortragenden die Bahnhöfe so geändert werden, daß man von dem einen Bahnsteig aus schon einsteigen kann, während sich die Wagen nach dem andern hin entleeren. In Wien käme das nicht in Frage, weil man durch dieselben Wagenthüren heraus und herein muß. —

Humoristisches.

— Neue Bezeichnung. Fremder: „Das ist ja ein schreckliches Fahren auf dieser Bixinalbahn! Diese ewigen Kurven — man wird ja förmlich sekrank!“ — Einheimischer: „Ja, wisse Sie, mer sind halt beim Baue der Billigkeit nach'gange, und damit wir keine Brücke und Tunnel habe baue müsse, sauschwänzelt sich halt das Bähne so um die Berg' rum!“ —
 — Höchste Respektsperson. Die gehnjährige Elsa erkundigt sich bei ihrer Mama, wie ihr die gestrige Abend-Gesellschaft bekommen. Mama: „O, sehr gut, mein Kind!“ — Elsa: „Und wen hattest Du als Tischnachbar?“ — Mama: „Deinen Schulvorstand, den Herrn Direktor!“ — Elsa (traurig): „Arme Mama, was für eine Angst mußt Du den ganzen Abend ausgestanden haben!“ — („Flieg. Blätter“.)

Vermischtes vom Tage.

y. Ein Arbeiterleben. In Dorfe Bröthen (Lauenburg) ist im Alter von 81 Jahren ein Knecht gestorben, der 65 Jahre in einem und demselben Hof gedient hat. —
 — Unter den Soldaten des 117. Infanterie-Regiments in Mainz ist, wie die „Frankf. Ztg.“ meldet, die Diphtheritis epidemisch ausgebrochen. —
 o. — In Saarunion (Unterelsaß) hat die Ehefrau eines Handelsmannes ihre drei Kinder und dann sich selbst in der Saar ertränkt. Die Frau stand kurz vor ihrer Niederkunft. —
 — In Kecskemet (Ungarn) entstand während des Gottesdienstes in der Piaristenkirche infolge eines theilweisen Einsturzes des Plafonds eine furchtbare Panik. Das herabfallende Mauerwerk tödtete zwei Frauen und verletzte mehrere Personen. Zum Gedränge erlitten viele lebensgefährliche Verwundungen. —
 — Der Stadthauptmann von Petersburg hat verfügt, daß in dieser Stadt die Speisekarten in russischer Sprache abgefaßt werden. Auf Wunsch kann eine Uebersetzung in einer ausländischen Sprache beigelegt werden. —
 — Ein „Bizedeputirter“. Ein römischer Fürst, den man zum Abgeordneten gewählt hat, theilte unlängst den verschiedenen Ministern durch ein Rundschreiben mit, daß er die Angelegenheiten seines Wahlkreises von nun an mit der Regierung durch einen Stellvertreter verhandeln werde, den er hiermit bei den Ministern beglaubige. —
 — In Bouval bei Amiens ist ein im Bau begriffenes Hüttenwerk eingestürzt. Mehrere Arbeiter wurden unter den Trümmern begraben. —
 — In Richmond (England) lief unlängst ein junges, völlig nacktes Mädchen bei strömendem Regen der nahen Themse zu. Man hielt es auf und brachte es nach der Polizeiwache. Es war eine Schullehrerin, die an religiösem Wahnsinn leidet. —
 — Ago-li-Agbo, der König von Abomey (Afrika), beugt bei seinen Ausfahrten ein vierrädriges Fuhrwerk, vor das er seine — Minister gespannt hat. —
 c. e. Gift statt Whiskey. Nach dem Genuß einer Mischung von Holzalkohol und billigem Whiskey sind am 30. November in Maplesville, Alabama, 24 Personen gestorben. Das schauerhafte Zeug war in kleinen Quantitäten an die Farmer und Arbeiter abgesetzt worden, welche bei der Verlängerung der Mobile Ohio-Bahn beschäftigt waren. Der Alkohol war nicht zum Genuß, sondern zur Mischung von Farben bestimmt. —